

Die schlafende Liebe [Schluss]

Autor(en): **Münzer, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **20 (1916)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571891>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Lebensahnung

Junges Kind, in deinen Locken
 Spielt der sachte Frühlingswind.
 Halb verwundert, halb erschrocken
 Lauschest du den leisen Glocken,
 Die in seinem Wehen sind.
 In ihm beben Melodien,
 Wie von ferne herverirrt,
 Töne kommen, Töne fliehen,
 Die zu mächt'gen Harmonien
 Dir die Zukunft einen wird.
 In verhalt'nem Weinen zittert
 Und in Jubel jauchzt ein Klang,
 Hochgemuter Zorn gewittert,
 Sehnsucht klagt, die zwangungittert,
 Und von Abschied läutet's bang.
 Töne wandern, Töne schweben.
 Lausche, wie das fernher zieht!
 Lausche, ganz ihm hingegeben!
 Was sich kündigt, ist das Leben,
 Was dir anflingt, ist sein Lied.

Ernst Zahn, Göttingen.

Die schlafende Liebe.

Novelle von Kurt Münzer, Zürich.

(Schluß).

Das Schicksal liebte in diesem Falle nicht zu zögern. Doktor Müller konnte als Stadtbibliothekar noch im gleichen Jahre in die schöne glänzende Stadt am heitern See übersiedeln. Ein üppiger, leidenschaftlicher Sommer verglühte in einem

feurigen Herbst. Die Stadt leuchtete, der Riesenreflektor des Sees verdoppelte das Licht des Himmels und schwelgte in der Spiegelung der Sonnenuntergänge. Doktor Müller taumelte in diesem Lichttausch. Er mietete sich in einem stillen Gartenhaus

Nachdruck verboten.
 Alle Rechte vorbehalten.

auf halber Berghöhe ein Zimmer und richtete sich darin ein, schlicht und bescheiden von jeher gewöhnt. Es sah mit zwei Fenstern und einer Terrasse auf die braun gedachte Stadt hinab, über den blauen See, ins Gebirge hinein, dessen funkelnde Firne sich in diesem Monat der Klarheit Tag für Tag selig aus blauem Dufte schälten.

Erst als er sich heimisch fühlte, fuhr Doktor Müller zu Fräulein Leiser hinaus. Er nahm das Schiff bis zu einem kleinen Dorf am westlichen Seeufer und hatte von da noch eine kurze halbe Stunde Wegs bis zu ihrem Häuschen. Es lag, gegenüber einem Weinberg, in einem kleinen, aber alten Garten, unmittelbar am See. Es sah kleinbürgerlich idyllisch aus, und er konnte sich seine strenge harte Freundin kaum unter diesem niederen Dach denken. Als sie ihm aber in der Stube mit den alten Kirschbaummöbeln entgegentrat, ein bescheidenes Büchergestell als Hintergrund, aufstehend von einem alten Schreibsekretär, der eine pedantische Ordnung zeigte, fand er alles natürlich und notwendig.

Beide hatten dieses Wiedersehen gefürchtet; aber es war keinerlei Fremdheit zwischen ihnen.

Sie hatten in dem halben Jahr ihrer Trennung seltene, doch herzliche und vertraute Briefe gewechselt. Bekannt mit den Tatsachen und äußern Ereignissen ihres gegenseitigen Lebens, glitt ihr Gespräch über die Tagesvorgänge schnell hinweg, und ehe sie es sich versahen, waren sie in einer Unterhaltung des alten Stils, als hätten sie sich gestern erst getrennt und wären nur diese eine Nacht fern voneinander gewesen. Das freute sie beide und belebte ihre Empfindungen. Man vereinbarte, daß Doktor Müller jeden fünften oder sechsten Tag zu ihr kommen sollte. Er hatte eigentlich erst gegen Abend rechte Zeit und Muße, und so wollte sie ihn denn zum Nachtessen erwarten, und mit dem letzten Schiff würde er heimkehren.

So geschah es. Und Doktor Müller, froh in seinem Berufe, eingesponnen zwischen seinen Büchern und nachmittags eigenen Studien hingegeben, aus denen ihn die frische Glut der Provence, der Zauber einer melodischen Sprache, der seltsame Reiz liebender Sänger umflutete, er-

wartete diesen fünften Abend immer mit einem Herzen, das ihm wie blühend vorkam.

Fräulein Leiser stand an der Schiffslände, wenn er kam. Und wenn er ging, begleitete sie ihn bis dahin. Dann kehrte sie in der stillen Nacht heim, mit ihrem kleinen wachsamem Hunde, für den sie eine merkwürdige, weichherzige, fast sentimentale Zärtlichkeit übrig hatte. Auf diesem Wege vom Haus zum Hafensplatz des Dorfes, der dann schon leer und still war, dunkel, windig, in dieser letzten halben Stunde sprachen sie ihr Bestes und Tiefstes aus.

Die Nacht war nackt in dieser Zeit, ihre reine Seele atmete über dem Lande, der grenzenlos gewordene See, die tiefen Wolken oder die hohen Sterne, das alles holte auch das Herz aus seinem Versteck hervor. Und dann rauschte sacht das Spätboot heran, er stieg ein, und sie sah ihn schnell im Dunkel verschwinden. Das Schiff mit seinen bunten Lichtern wurde ein Stern, der fortglitt und ertrank.

Aber nie ging er, ohne ihr ein Liebeswort zurückzulassen. „Ich liebe Sie!“ war sein letztes. Oder: „Die Einzige sind Sie!“ Oder: „Sie sind meines Lebens schönster Teil!“ Aber das Beste war doch: „Ich liebe Sie!“ Er ließ es ihr wie eine Musik für die fünf einsamen Tage. Es sollte sie umklingen wie ein Echo, bis er es wieder selber rief. Und sie blieb mit diesem zarten Geschenk zurück: ein silberner Klöppel, schlug es an die Glocke ihres Herzens. Es tönte und klang, und sie lauschte darauf. Eine unbekannte Wärme erfüllte sie. „Ich liebe Sie ...“ Sie sah dem Schiffe nach und lächelte.

„Sie sind ernster geworden!“ sagte er in einer Nacht zu ihr, als sie ihn begleitete. Es war November, ein starker Wind jagte ihnen entgegen. Der See klatschte ans Ufer. Es war so finster, daß sie eine Laterne mitgenommen hatten, die warf ein stilles gelbes Licht auf den Weg vor ihnen, und diesem Glanz, selber im Dunkel, ohne ihn je zu erreichen, schritten sie zu. Und der goldene Kreis vor ihnen wanderte und wanderte. Sie gingen wie durch grenzenlosen finstern Raum, durch das Nichts der Welt, in ein Zielloses und Endloses, nur dem Glanze nach.

„Warum lachen Sie so wenig, Mathilde?“

„Muß der Mund lachen? Mein Herz lacht, es ist reich.“

„Reich? Weil Sie wissen, ich liebe Sie?“

„Ich weiß noch mehr. Mein Herz lacht.“

In diesem Augenblick war sie bereit, schwach, sehnsüchtig, ein hilfloses Mädchen, an seine Brust zu sinken.

Er hob die Laterne, das Licht spielte rings herum, ein Haus tauchte auf, ein nackter Baum, ein stangenstarrer Weinberg, ein Telegraphenmast. Um diese kleine Welt herum sauste und brauste der kalte Sturm. Sie waren ganz allein im Unendlichen.

„Mein Herz lacht,“ rief er, „mein Blut lacht!“

Aber da war schon der kleine Hafensplatz, der Dampfersteg, eine flackernde Laterne zwischen entlaubten Ulmen und ein Licht in dem Wirtshaus. Das Schiff kam.

Sie wollte etwas sagen, sie sah aus, als quälte sie ein Gedanke; aber sie schloß wieder die schon geöffneten Lippen. Die Schiffsglocke erklang, die Bretter des Stegs knirschten. Er lief davon, lachend. Aber er vergaß nicht, froh und übermütig zu flüstern: „Ich liebe die Einzige!“

Aber beim nächsten Mal sagte sie es dennoch. Fünf Tage später, in einer kälteren, seufzenden, klagenden Nacht, schon auf dem Steg, während das Boot vom jenseitigen Ufer herüberglitt, lautlos, sagte sie mit zuckendem Mund: „Und die anderen, Ihre unbekanntes Geliebten, denken Sie noch an sie? Die eine: Erscheinung ohne Namen, die andere: Name ohne Erscheinung . . .“

Er antwortete nicht, er sah dem Schiff entgegen, und sie wagte nicht, ihn anzusehen. Endlich sagte er zusammenhanglos: „Wenn man liebt, ist man auch auf die Träume des anderen eifersüchtig.“ Und mit mattem Scherz fügte er hinzu: „Träumen Sie je von Männern?“

Aber sie konnte nicht antworten. Denn wo war er? Sie war allein, ganz einsam, ein fremder Herr stand neben ihr, der das Herz nicht ahnte, das neben ihm schlug. Was hatte sie getan? Was war in diesem Augenblick gestorben?

Das Schiff legte an, er stieg ein, er glitt davon. Die bunten Lichter des Dampfers schrieben ihre geheimnisvollen Alphabete in die Flut, die unbekanntes Buchstaben zerflossen und bildeten sich, ein unlesbares Gedicht, ein Epos in Hieroglyphen, ein Drama in fremder Sprache. Und plötzlich war alles ein einziger Stern, der verschwand, das Ende aller Existenz, eine Sternschnuppe, eine erlöschende Welt. Glück, Kummer, Liebe, Eifersucht — alles versunken.

Sie stand und stand. Er war fort und hatte — zum ersten Mal — vergessen, ihr sein Lebtgeschenk zurückzulassen. Das Liebeswort war ungesagt geblieben: er hatte es den anderen geopfert . . .

Der See hob sich in schweren und zähen breiten Wellen. Aus dem finstern Raum heraus brauste es. Es war wie eine Urwelt, eine Nacht des Chaos. Der Boden schwankte unter ihr, daß ihr schwindelte. Schied sich Wasser von Erde und erlebte sie den Kampf der Elemente mit? Aber sie stand ja noch auf dem Steg, den die Wellen schaukelten. Der Hund saß still vor ihr und wartete. Sie löschte ihre Laterne aus, bückte sich, das Tier zu streicheln, wollte gehen und konnte doch nicht. Ihr war, als hätte sie hier ein köstliches Ding verloren, ein Amulett, eine teure Erinnerung — nein, sich selbst!

Sich selbst! Denn plötzlich stand sie unsicher da, ratlos und hilfsbedürftig. Sie starrte in die Flut, als wollte sie dort das ausgelöschte Drama lesen, die Hieroglyphen entziffern; aber es war wie ihr Herz, in das sie den Blick bohrte und dessen Feuerschrift ihr Rätsel und Beängstigung war. Was stand darin?

Sie ging, sie lief, der Hund spielend neben ihr.

„Eifersucht“ stand darin. Sie las es ganz deutlich. Flammen, kleine, goldblaue, zuckende Flammen schrieben das fürchterliche Wort, und es brannte, daß das Blut zischte.

„Wenn man liebt, ist man auch auf die Träume des anderen eifersüchtig!“

Und wenn man eifersüchtig ist, liebt man?

Sie lief und lief, an ihrem Hause vorbei, durch die Nacht und den Sturm. Kein Mensch, kein Laut als Klagen aus dem

Walde oben und Schluchzen im See. Aber das alles war ja in ihr! In ihr Nacht und Sturm, Klage und Träne und kein Mensch sonst, nur ein Hundeschatten, kein Stern, kein künstliches Licht. In sich selbst irrte sie ausweglos und endlos herum. Es gab keine Spaltung in Seele und Außenwelt. Alles war eines: der Mensch die Welt, alles Seiende sein Erzeugnis. Und sie, sie schuf diese jammernde Nacht, sie war die Nacht ...

In der gleichen Stunde dachte Doktor Müller, an das Schiffsgeländer gelehnt, vom Sturm gepeitscht: „Nein, zur Liebe gehört Ehe. Unvollkommene Liebe stirbt an der Unvollkommenheit, die vollkommene würde sich aus ihrer Vollkommenheit immer wieder neu gebären. An der Fruchtbarkeit erkennt man die Erfüllung. Liebe ich diese Frau? Ist diese Liebe etwas anderes und vollständiger als meine romantische Liebe zu jenen beiden Schatten? Hier wie dort fehlt die Bejahung, die Möglichkeit, die Liebe zu bestätigen in einer gemeinsamen Schöpfung. Und darauf kommt es an: zusammenzuwirken zur Unsterblichkeit. Elternschaft erst ist die Gewißheit der Liebe. Das Kind schmiedet den letzten Ring, der die Kette verbindet, daß sie das Symbol der Ewigkeit wird. Noch bin ich sterblich. Ich habe die größte Liebe nicht. Und ich sehne mich so sehr nach Unsterblichkeit.“

Die Stadt tauchte auf, aus blassem Dunst lösten sich Brückenbogen, bleiche Türme und grell beschienene Häuser. Quais und Plätze lagen wie ausgegrabene Räume einer versunkenen gewesenen toten Stadt da.

Er stieg aus, und es graute ihm fast, die einsamen Straßen hinaufzusteigen, in sein liebloses Zimmer heimzukehren. Er war allein, niemand und nichts war bei ihm und in ihm ...

Und so nah waren sie dennoch verwandt, daß die Frau in gleicher Stunde mit gleichem Grauen in ihr Haus trat. Hinter einer Tür schlief ihre alte Verwandte laut. Sonst war es still wie in einem Grabe, es pickte wo, wie von emsigen Würmern. Sie war allein. Der Hund blieb auf seiner Schwelle, und sie trat in ihre dunkle Stube. Auf dem Sekretär war ein bleiches Glänzen. Papier,

weißes, reines Papier, das auf Leben wartete ...

Leben! O Hohn! Die Erfindungen ihres einsamen Herzens, die Sehnsucht ihres kalten Blutes, die Langeweile ihres unbeschäftigten Gehirns! Sie legte die Hand auf das Papier. Also das war alles: Papier! Weiter hatte sie nichts.

Aber plötzlich wuchs sie, ihr Herz schwellte, ihre Muskeln spannten sich. Andere erblühen so in Augenblicken der Liebe. Aber auch ihre Stunde der Befruchtung war es. Sie machte Licht, mit abwesenden Augen, automatisch, wie in Dämmerzustand. Sie stellte die niedere Lampe auf den Sekretär. Das alte Holz glühte satt und tief, und die glänzend weißen Bogen hoben sich wie etwas Atmendes.

Sie schrieb. In diesem Augenblick hatten sich ihr hundert Ahnungen, Einfälle, Erscheinungen und Gefühlsmomente verdichtet, und sie ward sich bewußt, was seit Jahr und Tag in ihrem Unbewußten geschaffen hatte. Der Gott senkte sich auf sie. Ihre Liebesstunde war da, Hingabe und Ausgabe, Wollust und Schmerz. Indem sie schmolz, sammelte sie sich zu einer ihrer selbst höchst bewußten Existenz. Stube, Haus, Nacht, Welt zogen sich zusammen und wurden sie. Sie war der Mittelpunkt des Alls, von ihr aus schwang die Schöpfung im Raum. Sie war der Schwerpunkt alles Geschehens, empfand sich als dieses Zentrum und lebte zugleich ausströmend in allem, was da schwang.

Sie schrieb bis zum Morgen; dann stand sie frisch, leuchtend, wie nach gutem Schläfe auf. Sie ordnete die Blätter, löschte die Lampe, und unempfindlich für das trübe Grau der Welt ging sie zu Bett und ruhte dort mit offenen Augen den Körper aus. Sie atmete leicht, und sie wußte wieder, daß die Nacht dem Tage weicht, der Sturm der Stille, die Träne dem Lächeln ...

Ueber beide war ein Schatten hinweggegangen; aber als sie sich wiedersahen, wick eine momentane Befangenheit sofort der alten Vertraulichkeit. Auch geleitete sie ihn wieder zum Schiff, und erst da fragte sich ihr Herz mit leisem Krampf, ob er heut wohl wieder das letzte Liebeswort vergessen würde.

Aber auf dem Wege sagte er: „Warum

erzählen Sie mir nie, was Sie arbeiten? Ich sah beschriebene Bogen auf Ihrem Tisch. Darf ich nicht fragen?"

Sie antwortete zögernd: „Ich habe noch nie über Werdendes gesprochen. Schon darum, weil ich nicht weiß, ob im Laufe der Arbeit nicht vielleicht das ersonnene Schicksal meiner Entscheidung spottet. Ich sagte Ihnen schon einmal, es geschieht bisweilen, daß Menschen, die wir schaffen, sich gegen ihre Abhängigkeit von uns empören und wider unsern Willen ein eigenes Leben gewinnen und selbständig ihr Schicksal zu Ende führen. Wir werden die Diener unserer eigenen Kreatur und müssen es ruhig geschehen lassen. Nun hören Sie, was ich da — konstruiert habe. Ein alternder Mann von geistiger Bedeutung begegnet einem blutjungen Mädchen, das von einer schwärmerischen Liebe zu ihm ergriffen wird. Aber er vermag nicht, sie so zu erwidern, wie es ihm gerecht, würdig und ihrer wert erschiene. Er begehrt sie nur, aber liebt sie nicht. Und im Verlaufe des Verkehrs ermattet auch sein Wunsch. Er nennt sie seine kleine Freundin und empfindet in der Tat das Entsprechende für sie. Indessen sie widmet ihm weiter die Anbetung ihres keuschen Herzens. Da begegnet sie einem andern. Und sie erfährt eine neue und größere Liebe. Sie geht zu ihrem Freund und sagt ihm adieu. Da er sie nicht liebte, darf sie ruhig und guten Gewissens sein, es wird keinen Kummer für ihn bedeuten. Er entläßt sie mit seinem Segen, macht sein Testament, ernennt sie zur Erbin seines reichen Besitzes, und ein Band von ihr an die Lippen drückend, erschießt er sich wie Werther.“

Es war die erste Frostnacht, sie schritten rasch aus.

Doktor Müller sagte: „Er liebte sie also?"

„Ja. Aber erst im Augenblick, da er sie verlor. Ihr Adieu weckte seine Liebe. Sie wachte auf, um hoffnungslos zu sein, allein, verlassen. Die schlafende hatte das Glück besessen, sie konnte keinen Gebrauch davon machen; die erwachte war beraubt. Ist das sentimental?"

„Nein! Es ist nur erfunden. Sie spielen leichtfertig mit dem Leben. Fürchten Sie nicht seine Rache?"

„Nur Menschen rächen sich; Gott, Schicksal, das Leben straft. Rache würde ich fürchten, Strafe erwarte ich furchtlos.“

„Ihr Held ist lächerlich. Ein Mann stirbt nicht daran. Es ist eine Frau, der Sie da Mannsgewand gegeben haben. Woran die Frau stirbt, daran entwickelt sich der Mann. Sie müssen ihn leben lassen!"

„Das wäre keine Pointe!"

„Aha, da ist's, da haben wir's! Keine Pointe! Also Sie schreiben für die Pointe, für den Effekt. Mag die Wahrheit dabei zum Teufel gehen! Das ist Literatur, Liebe, nicht Kunst!"

„Ist unser ganzes Leben nicht von Literatur verdorben? Ursprünglichkeit, Echtheit, Unbefangenheit — wo sind sie? Jedes Ladenmädchen arbeitet seine Abenteuer novellistisch aus, und harmlose Beamte wollen ihren Roman haben. Und schon gar die ‚Gesellschaft‘ lebt nur von Pointe zu Pointe. Selbst wir beide, Alwin, sind wir so ganz unbefangen? Gestalten wir unser Erlebnis nicht bewußt? Und heißt das nicht, daß wir es gruppieren, konstruieren, ausgleichen und also künstlich, literarisch ausgestalten?"

„Ich habe daran noch nie gedacht. Ich gab mich, wie ich bin. Und das war mein Glück! Ich lebte, ich dichtete nicht. Freilich Sie..."

„Nun kommt das Schimpfwort: ‚Schriftstellerin‘, nicht wahr? Ich muß es hinnehmen. Immerhin, auch das glaube ich: Wir beide sind wahrer und echter als die andern!"

Sie schwieg, sie dachte, sie sagte leise: „Sind wir, Alwin, noch Kristalle, die keine Lüge trübt? Kenne ich Sie noch? Lieben Sie mich noch? ... Sie sind böse.“

„Nein, aber ich werde es sein, wenn Sie weiter so törichte Fragen stellen. Sie wissen.“

Nein, sie wußte nicht mehr. Sie hörte, daß diese Antwort keine Antwort war. Seine Liebe war getrübt. Er hatte mit Mühe sanft gesprochen. Zum ersten Mal spürte sie, daß er von ihr fort begehrt. In diesem Augenblick wünschte er sie von seiner Seite weg, er wollte allein sein, haßte sie vielleicht. Sie blieb stehen. „Ich bin müde, es ist so kalt. Gute Nacht, Alwin! Ich will zurück.“

Er sagte: „Ich soll allein zum Schiff gehen?“

Aber es war durchaus keine Enttäuschung in seinem Ton. Und er ging allein. Sie wußte, mit derselben Erleichterung und Freude, mit der damals sie von ihm fortgefahren war. Es hatte sich gewendet. Sie sah ihn schneller auschreiten, knabenhaft frei. Und ihr Erstaunen war so groß wie ihre Wehmut. Wieder hatte er das Lebtgeschenk seiner Liebe vergessen. Aber sie litt nicht. Denn sie arbeitete. Ihr Herz war klar, ohne Rätsel und Beklommenheit. Und wenn sie ihn verlor . . . Papier blieb treu, Papier trank ihre ungeweinnten Tränen auf, Papier gab Glück. Sie war dem gemein Menschlichen entrückt. Sie war ja kalt, sie konnte nicht lieben, und keines andern Liebe wärmte ihr Herz. Sie brauchte nichts als den goldenen Lichtkreis der Lampe auf ihrem Tisch, die ewig fließende Feder über dem endlos sich abrollenden Papier und ihre strömenden Gedanken. Sie war glücklich und frei.

Nach jener Nacht der Unsicherheit hatte sie sich wiedergefunden und schlug die Mahnung ihres Herzens in den Wind. Sie arbeitete. Aber wenn die Arbeit fertig war und sie wieder einsam, schutzlos, vertrieben aus ihrer papierenen Burg und dem goldenen Lichtbann ihrer Lampe, wohinein kein Gespenst sich wagte, was dann? . . .

Er kam wieder, und alles war gut. Ihrer Arbeit hingegeben, wurde sie unaufmerksamer für ihn und kühler. Und er, davon berührt, wurde stiller und zog mählich sein Herz zurück. Aber sie feierten Neujahr zusammen, wie sie Weihnachten still und froh gefeiert hatten. Ihr Haus lag im Schnee, und in manchen funkelnden Nächten gingen sie den Weg zur Schifflande vertraulich und ihrer selbst und des andern sicher wie in frühern Tagen. Es ging etwas zwischen ihnen, aber sie merkten es nicht. Sie sah die Gestalten ihres Werks, er sehnsuchtsvoll die Schatten zweier geheimnisvoller Frauen. Und über diese Trennenden hinweg, bemüht, ihre Schuld zu verbergen, lächelten sie sich an und sagten sich gute Dinge. Und eines Nachts sagte er wieder, ehe er aufs Schiff sprang: „Ich liebe Sie!“ Aber sein Herz war schwer dabei, und die Lüge erstlachte seine Stimme. Und sie hörte es wie in

alten Tagen und ward froh. Aber am frohesten darüber, daß ihr Herz gleichmütig und ruhig blieb. Es war keine Gefahr. Sie war nicht eifersüchtig auf den Schatten seiner Träume, also liebte sie ihn nicht. Sie waren wieder die alten Freunde nach einem stürmisch-lautlosen Zwischenspiel, von dem jeder glaubte, daß es der andere nicht gehört.

* * *

Die fünf Tage waren um, und die Freundin ging am kalten Abend, den Freund an der Schifflande zu erwarten. Das Schiff kam, es spie seine wenigen Passagiere aus, und als sie sich verlaufen hatten und es weiterdampfte in das Schneedunkel, war sie noch immer allein. Er war nicht gekommen.

Sie stand so lange, bis sie schwankte. Sie glühte vor Frost. Sie lief hin und her. Nach einer langen Stunde kam das nächste Schiff. Aber niemand stieg aus.

Als sie heimkehrte, saß ihre alte Verwandte schon am Tisch, der für drei gedeckt war, und fragte nach Doktor Müller.

„Er kam,“ sagte Mathilde, „und mußte mit dem nächsten Schiff wieder zurück. Er hat zu tun!“

Es war ihre erste Lüge. Sie blieb ihr im Halse stecken, und sie vermochte nicht zu essen.

Oft, wenn ihm die fünf Tage zu lang gewesen waren, hatte er einen Brief geschickt. Und heut hatte er nicht einmal abgeschrieben. Er war krank.

Sie schlief nicht, sie wartete auf die erste Post, und die brachte nichts. Auch der nächste Tag blieb leer. Da fuhr sie in die Stadt.

Geradenwegs von der Station ging sie den Berg hinauf. Sie war zwei oder drei Mal schon bei ihm gewesen. Wenn sie Kommissionen oder Besuche in der Stadt zu erledigen hatte, hatte sie ihn nachmittags, den Arm voll Blumen, in seiner Stube überrascht. Heut war der Weg schwer. Sie stapfte durch den frisch gefallenen Schnee. Trotz Februar war es ganz weihnachtlich. In heiliger Stille lagen die Gartenstraßen.

Nein, er konnte auch nicht krank sein. Sonst hätte er sofort geschrieben oder schreiben lassen, damit sie bei ihm säße.

Tot ...

So war es. Tot ... In einer plötzlichen Verwirrung ihres Gemütes betete sie: „Gott, laß ihn tot sein!“ Wenn er nicht tot war, dann — ja, dann war sie ausgeschaltet, liebte er sie nicht mehr, verließ er sie ...

Mit Herzklopfen erreichte sie sein Haus. Seine Fenster standen weit geöffnet, die sonnige Kälte drang hinein, also war er nicht krank, lag er nicht daheim.

Es schlug Mittag. Jetzt, wußte sie, kam er bald. Wenn sie den Weg zurückging, traf sie ihn auf halber Strecke. Aber er durfte nie erfahren, daß sie ihm nachgelaufen war und vor seinen Fenstern gestanden hatte. Sie lief den Berg höher hinauf und fand einen Durchblick nach seinem Haus. Und als sie dort eine Viertelstunde gewartet hatte, sah sie ihn plötzlich ins Haus treten, die gelbe Mappe unterm Arm, den Hut in der Hand, ohne Mantel, wie ein junger warmer Bursch ...

Als sie heimkam, ging sie geradenwegs vor den Spiegel und sah sich an. Nicht lange. Dann legte sie die Ueberkleider ab, den Hut, und ohne gegessen oder geruht zu haben, setzte sie sich an den Schreibtisch. Aber sie schrieb nicht. Später merkte sie, daß sie weinte. Das Papier war naß und verdorben. Sie zerkrüllte es und begann auf reinen Bogen den Schluß ihrer Novelle, die noch keinen Titel hatte.

Nachts, in der tausenden Winterstille, nahm sie ihr Herz und wandte es um und um. Eifersüchtig war sie, eifersüchtig ... Also liebte sie —

Lächerlich, ach, absurd! Aber was sonst? O, nichts als Egoismus, Herrschsucht, gekränkter Stolz! Sie wollte ihm alles sein, das Leben bedeuten, sein Glück ausmachen. Die zweite Rolle spielen, Freundin für den Notbedarf — nie! Nein, nie!

Sie liebte ihn nicht. Sie prüfte sich. Aber sie war eifersüchtig. Sie verstand sich nicht. Sie litt wie noch nie. Sie war zerrissen, sie sehnte sich nach ihm, den sie haßte. Welches Chaos, welche Wundheit der Seele! Ah — die Arbeit! Natürlich, sie war überarbeitet, ihre Gefühle waren überspannt von dem Mitleben mit imaginären Figuren; das Tragische, das sie erfand und beschrieb, hatte sie aufgerieben.

Und krampfhast arbeitete sie weiter. Es war das letzte Kapitel. Und endlich drückte sie ihrem Helden den Revolver in die Hand. Er saß am Schreibtisch, über dem letzten lügnertischen Brief an die Geliebte, der er als Freund adieu sagte, ohne sein Herz zu verraten. Aber sie ließ ihn noch nicht abdrücken. Diese letzten zwanzig Zeilen hob sie sich auf. Welche Wollust, fertig zu sein bis auf das letzte Wort und dieses letzte unausgesprochen zurückzuhalten! Wieder genoß sie in dieser geistigen Form die unbekannte Liebe, ihre Steigerung in der Umarmung, die Höhe ihres Empfindens.

Sie stand auf. Sie spielte mit dem ungeschriebenen Schluß, dichtete die fünf Sätze in hundertfacher Form, variierte den Ausdruck, ließ den Helden vom Stuhl fallen, dann aufrecht sterben, sofort oder mit bewußtem Leiden, allein noch im Tode oder aufgefangen von dem herbeistürzenden Diener.

Daß sie es vermochte, wunderte sie sehr. Innerlich gänzlich zerrüttet, hatte sie mit nur gesteigerter Klarheit und Präzision geschrieben. Und wer das las, mochte ihr die kristallene Harmonie des Gemütes neiden. Sie begriff diesen Zwiespalt zwischen Schaffendem und Erlebendem nicht. Das Ungeheuerlichste schien ja möglich: daß ein Verbrecher, ein Antimoralist die reinste und ethisch wertvollste Gestaltung produzierte. Aber sie empfand es nicht als Glück, sich so gespalten und den Künstler zusammenhanglos über dem Menschen schweben zu sehen.

Wieder kam der fünfte Tag.

Und da besiel sie eine furchtbare Angst, er könnte wieder ausbleiben. Sie schrieb, und sie zerriß den Brief. Welche Wärme und Dringlichkeit war darin! Der nächste war bitter und schmerzvoll. Und der dritte von humorloser Selbstironie. Endlich war sie mit einem leicht besorgt klingenden Satz zufrieden und schickte ihn expresse in die Stadt.

Sie wartete. Sollte sie zum gewohnten Schiff hinuntergehen? Sie war so ruhig, daß sie Lust hatte, den Schluß der Novelle zu schreiben. Es sollte knallen, und der Diener würde kommen. Er konnte vornüber auf den Tisch gesunken sein, und sein Blut sollte seinen lügnertischen Brief

beflecken, ein stummer Zeuge der verschwiegenen Wahrheit. Er starb, indem er den Brief küßte. . . So, wie sie es schrieb, in kalt funkelnden, streng gebauten Sätzen, würde es durchaus nicht sentimental sein. Raft berichtete Tatsachen, wie sie sie zu geben liebte, wirken nie empfindsam; nur ihr eigener, innerer Gefühlswert bestimmt die Auslösung des Mitleidens beim Leser.

Wie trüb war der Tag! Und wie zäh die Zeit! In einer Stunde kam sein Schiff. Sollte sie gehen?

Während sie noch überlegte, trat er unvermutet ins Zimmer, frisch, rot, heiter und ängstlich.

Sie vergaß alles. Sie sprang auf.

„Sie sind krank?“

„Nein, verzeihen Sie mir! Ich war ungezogen. Ich hätte schreiben müssen. Ich kam jetzt mit dem frühern Schiff, ich muß abends wieder in der Stadt sein.“

Er war verlegen, er sah sie nicht an. Und sie hörte nur eines: er mußte abends wieder in der Stadt sein. Und sie wußte, von nun ab würde sie alle Abende wieder allein sein, er kam nicht mehr. Ihr Herz flatterte wie ein sterbender Vogel und war dann ruhig und schwer, wie tot.

Sie setzte sich und zeigte auf seinen gewohnten Platz.

Aber er sagte: „Lassen Sie mich stehen und auf- und abgehen. Ich habe zu erzählen, zu beichten, zu bitten. Ich weiß nicht, wie beginnen.“

Sie sagte: „Ich will Ihnen helfen. Sie sind. . .“ Sie verstummte. In diesem Augenblick wußte sie. Sie konnte es nicht aussprechen. Endlich sagte sie lächelnd, und es sollte zärtlich klingen: „Sie sind mir untreu!“

„Nein,“ rief er heftig, „auf keinen Fall! Ich bin nicht treulos. Aber — ich muß Sie fragen: Sind Sie meine Freundin?“

Müde antwortete sie: „Ueber alles hinaus!“

Er sagte leidenschaftlich: „Ja, ich weiß es. Und ich bin glücklich über das, was mich so lange leiden machte: daß Sie mich nicht lieben. Wäre es anders, wüßte ich nicht, was beginnen. Aber so ist's leicht. Und noch eines: Etwas, was ich sagte, muß ich zurücknehmen. . . Mathilde, ich leide

in dieser Stunde. Ich muß alles sagen, ich muß wie ein Junge dastehen, unüberlegt, vielleicht — ja, vielleicht doch treulos. Mathilde, es ist nicht wahr, daß ich. . .“

„Daß Sie?“

„. . . nur mit Ihnen leben könnte. Daß Sie die einzige Frau auf der Welt für mich sind, daß ich nur Sie liebe, keiner anderen gehören könnte. Es ist wahr gewesen, noch vor kurzer Zeit. Aber es ist nicht mehr wahr. Die größere Liebe ist da!“

Mathilde erwiderte unmittelbar — jedes Schweigen jetzt war Gefahr: „Nicht wahr, die andern sind gekommen, und sie beide, die Schatten, sind eine Lebendige, nicht wahr? Und aus den Träumen wird eine berauschte Wirklichkeit?“

Er ging auf und ab. Jetzt war er befreit, entlastet. Er sagte, wie zu sich: „Welches Glück, daß Sie mich nicht lieben! Welcher Konflikt wäre entstanden! Jetzt wird es ein Glück zu dreien geben. Sie werden auch ihre Freundin werden. Sie kennt Sie schon, kannte längst Ihre Bücher und liebt Sie sehr. Sie werden sie lieben.“

Mathilde sagte lächelnd: „Aber wen nun eigentlich? Ich weiß ja nichts. Erzählen Sie doch hübsch in Ordnung!“

Sie hörte sich sprechen; sie sprach anders als sonst. Das war nicht ihr Stil und Ausdruck. Es war ihr, als müßte sie eine schwierige Sprache übersetzen, die ihr die Sachbildung entstellte. Nun begann er. Sie atmete tief, es ging wieder, das Herz drückte nicht mehr. Sie sah ihn an. Wie schön war er! Wie jung, wie stark! Und sie alt, müde, ohne Spannkraft, aufgebraucht — wovon? Vom ungeliebten Leben. Nur Erleben hält jung. Die Akteure behalten Geschmeidigkeit und Leichtigkeit, die Zuschauer im Stuhl werden trocken, schwer und träge. Er begann:

„Es sind acht Tage her. Ich sitze gegen Mittag in der Bibliothek und katalogisiere, da geht die Tür auf, und herein kommt eine Dame. Mir ist's, als schließe ein Blick vor mir ein. Denn es ist die Namenlose von damals, die ich nicht vergessen habe. Wieder geht sie wie ein Licht auf in dem trüben, büchervollen Saal. Ich kann mich nicht rühren, auch nicht, wie sie an mich herantritt und mit einer sanften Stimme etwas sagt. Sie gibt mir einen Brief. Der ist von einem auch mir be-

kamnten Professor in Berlin, und ich bin darin gebeten, die Ueberbringerin, Fräulein Doktor Donata Tannebaum, bei ihrem Studium in der Bibliothek nach Möglichkeit zu unterstützen. Donata Tannebaum. Das ist der Name der anderen. Und diese beiden unbekanntem Geliebten sind wirklich eine, und diese eine steht lebendig vor mir . . . Was ist das? Nicht wahr, nur das Leben wagt solche Verknüpfungen, keine Erfindung hätte den Mut zu dieser Kombination. Ist das nun nicht Schicksal, Stimme Gottes? . . . Ich bin noch immer wie erstarrt. Ich bin blutrot und kann nur stammeln. Es ist kein Mensch außer uns in dem Saal, aus dem plötzlich aller Bücherfriede fort ist. Alles wogt und lärmt, und sie steht erstaunt und still und glänzend mitten darin. Sie erzählt, daß sie unlängst in Berlin ihr Examen gemacht hat und nun in ihre Heimat, hierher, zurückgekommen ist. Ich kann kaum etwas sagen, ich bin wie verloren, und sie merkt es wohl. Und ich, der ich denke, um jeden Preis muß ich sie festhalten, ich bin kokett und verberge meine Verwirrung gar nicht und zittere und stottere. Aber sie fragt nicht. Ich zeige ihr dies und jenes, gebe ihr eine kostbare Handschrift, und sie dankt ernst und beginnt unverzüglich zu arbeiten. . . .“

Er schwieg und sann und sah wohl das Bild der stillen Arbeiterin wieder. Er lächelte vor sich hin.

Mathilde fragte: „Sie ist sehr schön?“

Nachdenklich sagte er, ganz langsam: „Ich glaube nicht, daß Frauen sie schön finden mögen. Aber in ihrem Gesicht ist etwas so Inbrünstiges, Frommes, etwas Hohem und Reinem Hingegebenes. Keusch ist sie, wie ein Engel sieht sie aus!“

Mathilde rührte sich nicht. Sie saß grade und starr wie ein Bildwerk.

Er fuhr fort: „Als sie mittags ging, lief ich ihr nach. Ich ging neben ihr, ohne sie zu fragen. Aber da fragte endlich sie, womit sie mich erschreckt habe. Und da erzählte ich ihr alles. Sie war gar nicht erstaunt, sie blieb ganz ernst. Sie sah mich auch nicht an und schien auf etwas zu lauschen, was nicht ich, sondern ein Unsichtbares ihr sagte. Dann gab sie mir kräftig die Hand und erlaubte, daß ich sie besuchte. Ich ging noch am selben Nach-

mittag. Ich konnte mich nicht halten. Sie wohnt mit ihrer Mutter auf der andern Seite des Sees in einer schönen luftigen Zimmerreihe. Aber die Mutter ist vor den Schrecken des Lebens fast ganz verstummt. Von den beiden Söhnen hat einer im Gebirge sein Leben verloren, der andere auf hoher See, und ihr Mann hat sich das Leben genommen. Er war Direktor einer Handelsgesellschaft, in der plötzlich Unterschleife entdeckt wurden. Man beschuldigte ihn, und er erhängte sich. Aber nach seinem Tode fand man den wahren Schuldigen, und der Arme stand nun, zu spät, gereinigt da. Das ging alles Schlag auf Schlag, und so ist die arme Frau still geworden . . . Gestern hat sich Donata mir angelobt. . . .“

„Sie liebt Sie?“

„Als ich sie fragte, sagte sie: Ich vertraue Ihnen!“

Mathilde bog das Gesicht aus dem Lampenschein fort. Ihr Mund floß über von Bitterkeit. Sie vertraute nur — und er war's zufrieden.

„Mathilde,“ sagte Doktor Müller und blieb vor ihr stehen, „es ist so! Sie, Mathilde, liebe ich immer noch. Wenn Sie sagten, Sie gäben mich jetzt auf, so würde ich, glaube ich, auf Donata verzichten müssen. Ich darf nicht wählen müssen. Das wäre furchtbar! Aber Sie bleiben mir, haben Sie ja gesagt. Sie lieben mich ja nicht. Ich liebe Sie; aber diese andere Liebe ist noch größer.“

„Wenn es eine größere Liebe gibt, wird es dann nicht noch eine dritte und größte geben? Sie heiraten Donata und treffen eine neue Frau. . . .“

„Das muß gewagt sein. Bürgen kann man für nichts. Nur das ist gewiß, daß Donata meine Frau werden muß. Zur Liebe gehört Ehe. Einst leugnete ich das; aber Sie hatten recht. Wir sprachen schon einmal davon, nicht wahr? Und ich bin vielleicht bürgerlich und altmodisch. Aber ich glaube, alle Männer sind so. Frauen denken vielleicht viel freier und, wenn Sie wollen, größer. Der liebende Mann will Ehe, die liebende Frau Liebe; alles andere ist ihr gleichgültig.“

Er nahm seine Wanderung durch das Zimmer wieder auf.

„Deshalb, sehen Sie, kam ich neulich

nicht. Ich konnte noch nicht darüber sprechen, selbst zu Ihnen nicht, ehe ich nicht wußte, ob sie mir gehörte und mit mir gehen wollte. Sie gehört mir!"

Mathilde schloß die Augen vor diesem glücklichen Siegerbild. Aber ihre Ohren mußten hören.

"Ich habe Ihnen ja längst nicht alles gesagt, aber ich bin so eilig. Ich muß bald fort. Sie erwartet mich noch heute abend. Wann darf ich sie zu Ihnen bringen, Mathilde?"

"Wann Sie wollen," murmelte sie. "Inzwischen bringen Sie ihr meine Freundschaft, meinen Gruß, meine Wünsche! Bleiben Sie glücklich, Alwin!"

Er nahm ihre Hand. Er spürte nicht einmal, daß sie eiskalt und kraftlos war.

Er fragte mit abwesender Freundlichkeit: "Und Ihr Roman? Ist er inzwischen fertig geworden?"

"Es ist kein Roman, nur eine Novelle."

"Novelle?"

"Denn es ist ja kein Lebensinhalt, den ich erzähle, sondern nur ein Abenteuer, ein merkwürdiges Erlebnis, eine Episode!" Sie sprach aber widerwillig.

"Im Leben des jungen Mädchens?"

"Natürlich im Leben des Mannes. Die Frau lebt von der Liebe, für den Mann ist sie ein Zwischengericht."

"Des Mannes? Aber er stirbt ja daran!"

"Stirbt? Nein, längst nicht mehr! Männer sterben nicht an so etwas; sie entwickeln sich ja an dem, woran Frauen sterben müssen. Nicht wahr? Er lebt weiter. Vielleicht daß sie, die ihn liebte und nun einen andern mehr liebt, noch seine Geliebte wird, wenn sie nach der noch größern Liebe Verlangen bekommt. Wer kennt das Leben, das Herz, das Morgen? Was weiß ich, was meine Figuren noch alles beschlossen und was sie für Schicksale haben! Ich darf keine töten. Wie darf ich so in das Leben eingreifen! Denn es ist Leben! Wir machen Hampelmänner und regieren sie am Strick — und eines Tages zappeln sie selbständig und lachen den Meister aus. Und wir sind ihr Harlekin. Nein, er lebt."

"Das ist ja überraschend. Aber es gefällt mir. So kommt die Wahrheit in Ihre Erfindung. Das ist das Leben!"

"Ja!" murmelte Mathilde. Wieviel hätte sie darauf zu sagen! Aber sie war müde zu sprechen. Nichts lohnte sich mehr. Hörte er sie denn noch? Er stand da, aber ohne Herz.

Und nun ging er. Er hatte es wirklich sehr eilig.

"Sie begleiten mich nicht?"

"Heut nicht, Lieber! Sie müssen auch schnell gehen, wenn Sie das Schiff erreichen wollen."

"Auf Wiedersehen!" sagte er also eilig.

"Ich schreibe Ihnen noch, wenn wir zu Ihnen kommen. Adieu, adieu!"

In der offenen Tür blieb er noch einmal stehen und sagte durch den Flur leise zu ihr hinüber: "Liebe Freundin!"

Dann schlug die Tür zu. Es war wie ein Donner Schlag; er hallte so laut und lange, daß er seinen Tritt draußen ver schlang, und als er verklungen war, herrschte Todesstille.

Ihr Kopf fiel in den Nacken, sie breitete die Arme aus und warf sie zum Himmel empor. Sie war mit jeder Pore Weib, Liebe und Sehnsucht.

Sie hatte ihn verloren — sie liebte ihn. Bis zu dieser Stunde hatte ihre Liebe tief geschlafen. Sie war erwacht vom Verlust, vom Schauer der Einsamkeit, vom Donner Schlag der zufallenden Tür, durch die der Geliebte sie verlassen, vom gellenden Hohn gelächter der anderen, die ihr den Einzigen entrisen hatte. Nicht eher hatte sie gewußt, daß sie ihn liebte, als bis er eine andere liebte ...

Aber sie hatte keine Zeit zu verlieren.

Sie ging in ihre Stube, setzte sich an den Sekretär in den geliebten Lichtkreis der alten Lampe und schrieb in zehn Minuten den Schluß der Novelle. Sie wohlbewußt, daß sie damit dem gemeinen Leben genügte, aber an der künstlerischen Logik und der höhern Notwendigkeit der Seele sich versündigte. Das Letzte, was sie tat, mußte eine Lüge vor sich selbst und ein Widerspruch zu ihrem Gewissen sein.

Dann schrieb sie auf das Titelblatt: "Die schlafende Liebe" und auf das Widmungsblatt: "Meinem treuen Freunde Alwin Müller". Und damit war alles erledigt.

Nein, sie durfte keine Zeit verlieren. Was heute nicht geschah, geschah morgen

nimmermehr. Sie stand auf und zog sich an, nahm Mantel und Muff, nur den Hut vergaß sie. So verließ sie das Haus, ohne ein Wort zu sagen. An der Schwelle streichelte sie den Hund und sperrte ihn ein.

Aber draußen ging sie nicht den gewohnten lieben Weg am Ufer entlang, sondern schlug einen verschneiten Fußpfad ein, der am Weinberg hinaufführte. Sie kam bald zu den Bahngleisen, die der Weg überschritt, um sich drüben im finster und unheimlich dräuenden Wald zu verlieren. Hier blieb sie stehen. Sie wollte auf den Nachtzug warten. Mit seiner Hilfe gedachte sie, ins wonnevoll Unbekannte

und Ungewisse zu reisen. Und er kam bald. In der klaren stillen Winternacht tönte sein Brausen schon von weit her. Wie die Ewigkeit selbst donnerte er heran.

Erst am nächsten Morgen fand ein Streckenwärter die arme, verstümmelte Leiche.

Mathilde hatte keinen Brief hinterlassen. Kein Wort erklärte ihre schreckliche Tat. Auf ihrem Tisch lag nur das vollendete Manuskript. Und in der Tat: sie hatte ihrem Gelben, dem Manne, das Leben geschenkt, das sie sich selbst genommen hatte.

Romeo und Julia.

Nachdruck verboten.

Älteste und ausführliche Quelle der durch Shakespeares Drama berühmten Liebesgeschichte, eingeleitet und übertragen von Dr. Walter Keller, Basel.

(Schluß).

Es war Fastenzeit, und das Mädchen gab eines Tages vor, sie wolle beichten. Sie ging in das Franziskanerkloster, trat an einen der Beichtstühle, wie sie Mönche dort haben, und ließ nach dem Bruder Lorenzo fragen. Als dieser hörte, daß sie hier sei, kam er von der Klosterseite her zugleich mit Romeo in denselben Beichtstuhl, schloß die Türe, zog eine durchlöcherter Eisenplatte, die das Mädchen von ihnen trennte, hinweg und sprach zu ihr: „Ich pflege Euch immer gerne zu sehen, mein Kind, aber jetzt seid Ihr mir teurer als je, wenn es wahr ist, daß Ihr meinen Freund Romeo zu Euerm Gatten begehrt.“

Darauf antwortete sie: „Nichts wünsche ich sehnlicher, als ihm rechtmäßig anzugehören. Darum bin ich hierher gekommen vor Euch, in den ich großes Vertrauen setze, damit Ihr nächst Gott Zeuge seid von dem, was ich von Liebe getrieben, zu tun gedenke.“

Darauf wurde denn vor dem Klosterbruder, der das Ganze als Beichtgeheimnis betrachten zu wollen versprach, sogleich Romeo mit dem schönen Mädchen getraut und zwischen ihnen die Abrede getroffen, sie wollten die folgende Nacht beisammen zubringen. Sie küßten sich sodann einmal und schieden von dem Mönch, der sein Gitter wieder in die Mauer einfügte und noch anderer Frauen Beichte hörte.

So wurden also die zwei Liebenden auf die angegebene Weise insgeheim Mann und Frau und genossen mehrere Nächte ihres Liebesglüdes. Mit der Zeit hofften sie Mittel zu finden, um den Vater der Frau zu besänftigen, der, wie sie wußten, ihren Wünschen entgegenstand.

* * *

Nicht lange darnach begab es sich, daß das Schicksal, das jeder weltlichen Freude feindlich in den Weg tritt, ich weiß nicht was für einen bösen Samen streute, aus dem die fast erstarbene Feindschaft der beiden Häuser neu empor sproßte, sodaß es mehrere Tage lang hant drunter und drüber ging, die Montecchi nicht den Cappelletti und die Cappelletti nicht den Montecchi aus dem Wege gehen wollten und sich deshalb einmal in der Corso- oder Bettrennenstraße in Masse anfielen.

Romeo kämpfte auch mit, hütete sich jedoch aus Rücksicht für seine Frau, einen von ihrer Familie zu erschlagen. Als aber am Ende viele von den Seinigen verwundet und fast alle aus der Straße verjagt waren, übernahm ihn der Zorn. Er lief auf Tebaldo Cappelletti los, der ihm als der heftigste seiner Feinde erschien, streckte ihn mit einem Schlag tot zu Boden und trieb die andern, die schon durch Tebalδος Fall in Verwirrung geraten waren, in eilige Flucht.